

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 3 (1899)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich [Fortsetzung]  
**Autor:** Lehmann, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572814>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Lagercene (Kappeler Milchsuppe?) auf einem zürcherischen Glasgemälde von 1530.

## Das Schweizerische Landesmuseum in Zürich.

Von Dr. H. Lehmann in Zürich.

Mit neun Abbildungen.

### Die Festschrift.

Dr. Ferdinand Keller,  
† 21. Juli 1881.Leiter der 1832 entstandenen Sammlung der  
Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

seiner Entwicklungsperiode eifrig und mit Erfolg gearbeitet worden war, so daß vom ersten Tage seines Bestehens an große und wichtige Gebiete unserer einheimischen Kunst- und Kulturgeschichte in würdiger Weise durch die vorhandenen Sammlungsobjekte zur Darstellung gelangen konnten.

Das Werk, welches auf solche Weise entstand, umfaßt 234 Seiten Text, der durch 33 teils farbige Tafeln und eine große Anzahl eingefüreter Illustrationen erläutert wird. Die künstlerische Ausstattung bietet einen sehr hervorragenden Beweis für die Leistungsfähigkeit des polygraphischen Institutes in Zürich, in dessen Ateliers der gesamte Illustrationsapparat entstand und das auch die geschmackvolle Einbanddecke lieferte.

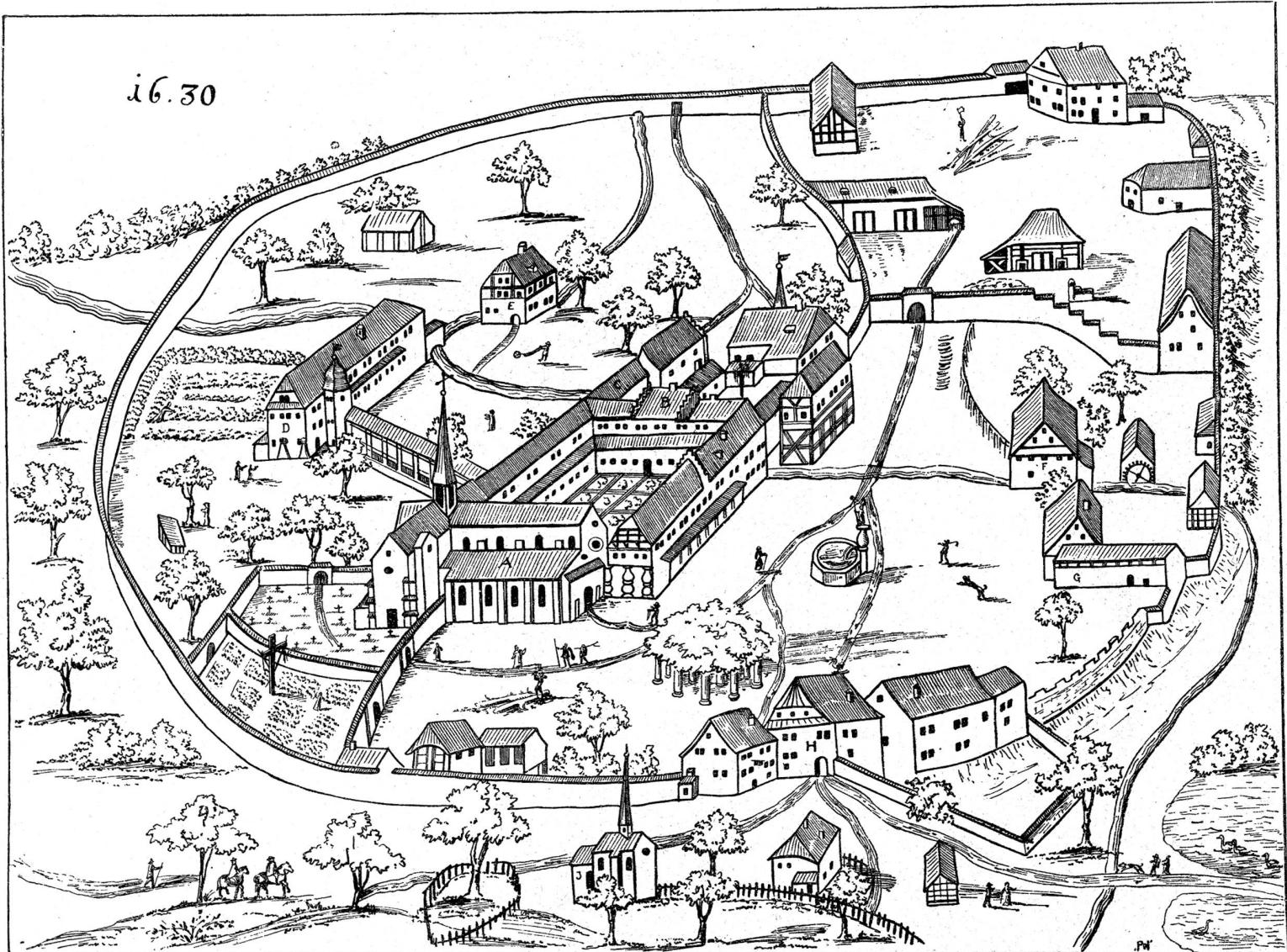
Wie schon der Titel „Festgabe auf die Gründung des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich am 25. Juni 1898“ sagt, ist das Werk nicht in erster Linie für den Buchhandel bestimmt. Es sollte vielmehr als Geschenk der Bundesbehörden beim Geburtsfest der neuen nationalen Anstalt eine Anerkennung für alle bilden, die zu deren Gründung, Wachsen und Gedeihen beigebracht hatten. Um es aber gleichzeitig weitesten Kreisen zugänglich zu machen, erhielten es auch sämtliche Kantonsregierungen zu passender Verwendung, sodann die kantonalen Bibliotheken, diejenigen aller verwandten Anstalten und schweizerischen Gesellschaften und Vereine, welche sich mit Altertumskunde befassen. Der Rest der Auflage steht weiteren Interessenten zum Preise von Fr. 40.— pro Exemplar im Kommissionsverlage genannter Anstalt zur Verfügung.

Der Reigen der wissenschaftlichen Abhandlungen eröffnet Direktor Dr. H. Angst mit der Gründungsgeschichte des Museums. Wir berichten daraus den Leitern der „Schweiz“ bei der Gründung der Anstalt schon so einlässlich, daß an dieser Stelle eine Verweisung auf die verdienstvolle Arbeit genügt. Im Zusammenhange damit wurde auch beim gleichen Anlaß der Einrichtung des Gebäudes gedacht. Diese Schilderung hatte die Festschrift des Präsidenten der Landesmuseums-Kommission, H. Pestalozzi, Stadtpräsident von Zürich, übernommen. Das beigelegte Verzeichnis der Bauunternehmer sowie eine Uebersicht über die Baukosten werden namentlich Fachleuten sehr willkommen sein. Danach betrug der ursprüngliche Baukredit der Stadt Zürich, welche das Gebäude auf eigene Kosten zu erstellen und mit dem notwendigen Mobiliar zu versehen hatte, im Jahre 1892 Fr. 1 410 000. Die Nachtragskredite der folgenden Jahre ließen diese Summe auf Fr. 1 757 800 anwachsen. Rechnet man dazu noch die Ausgaben des Bundes für die Installierung der alten Zimmer und Gebäudeteile, so ergiebt sich eine Gesamtsumme von Fr. 1 965 100 mit Inbegriff des Mobiliars, dagegen ohne die Wertung des Bauplatzes. Bei Uebernahme des Museums standen der Stadt Zürich als verwendbarer Baufonds Fr. 387 000 zur Verfügung. Eine freiwillige Sammlung bei Privaten ergab Fr. 120 000, die Subvention durch die seither mit der Stadt verschmolzenen Aufzengemeinden betrug Fr. 46 000; dazu brachte der Verkauf des von C. Fierz-Landis sel. der Stadt zu diesem Zweck gehaltenen Schlosses Schwandegg Fr. 67 000. Der Rest der Baumasse wurde durch den Verzicht der Bürgergemeinde Zürich auf ihr Nutzungsgut während zwanzig Jahren und durch ein unvergünstliches Darlehen des Kantons an die Stadt im Betrage von Fr. 500 000 auf die gleiche Zeitdauer gedeckt. Am Schlusse des Jahres 1897 waren an die Gesamtsumme bereits



Gotische Flachschnitzerei vom Wandtafel eines Zimmers aus dem Ötenbachkloster in Zürich. (Im Landesmuseum).

Bergl. die Artikelserie der „Schweiz“, Bd. II, S. 12, 113, 132, 214, 608, Beilage 37. Bd. III, S. 41, 82, Beilage 1.





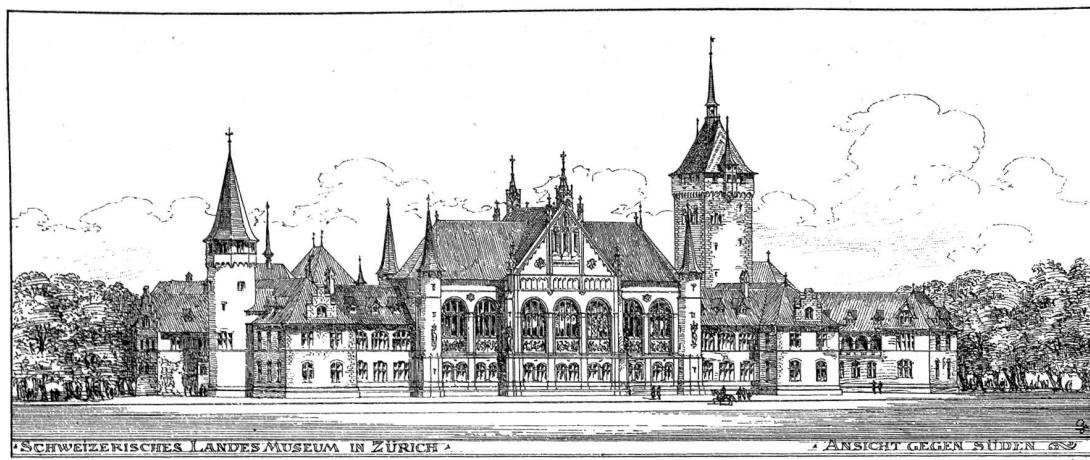
Fr. 1.020.000 geleistet. Gewiß darf das alte Zürich auf dieses nicht nur dem neuen Gemeindewesen und dem Kanton, sondern dem ganzen Schweizerlande gebrachte Opfer stolz sein.

Diejenigen einleitenden Arbeiten über das Museum als solches folgt die Serie der wissenschaftlichen Abhandlungen, eröffnet von dem bekannten Prähistoriker J. Heierli mit der Chronologie in der Urgeschichte der Schweiz. Das vermehrte Interesse, welches man heute den Gegenständen vergangener Zeiten, die durch Zufall oder Wissenstricht der Erde entdeckt werden, darbringt, ließ in weiteren Kreisen das Bedürfnis nach der Möglichkeit einer zeitlichen Bestimmung dieses nach Beschaffenheit und Wert so verschiedenartigen Erbes längst entchwundener Zeiten immer mehr wachsen. Diesem Wunsche kommt zum ersten Male die vorliegende Arbeit entgegen und zwar in ebenso gründlicher als klarer und darum für jedermann verständlicher Weise. Natürlich kann es sich für die am weitesten zurückliegenden Epochen nicht um Zeitabschnitte handeln, welche durch Jahrzahlen begrenzt werden, sondern lediglich um Perioden, deren Produkte auf eine bestimmte, gemeinsame Stufe in der Kulturtwicklung eines Volksstamms und eines Zeitalters schließen lassen. Indem der Verfasser seiner Arbeit eine Geschichte der prähistorischen Forschung in der Schweiz voranstellt, findet er Gelegenheit, der Männer zu gedenken, welche sich um diesen Wissenszweig ganz besondere Verdienste erwarben, wie der Berner G. von Bonstetten und der Zürcher Dr. Ferdinand Keller, Gründer der antiquarischen Gesellschaft, deren Sammlungen den Kern für diejenigen der eidgenössischen Kunstabteil bildeten. Gleichzeitig aber erfahren wir damit auch die Irrtümer, von denen sich diese noch junge Wissenschaft allmählich losringen mußte, bis sie zur richtigen Erkenntnis der grundlegenden Thatsachen gelangte. Diejenigen zusammenfassenden Arbeit von J. Heierli reiht sich die Beschreibung der Gräberfelder von Molinazzo-Arbedo und Castione und ihres Inhaltes von Conservator R. Ulrich an. Schon im Jahre 1874

kamen, wie dies das Spiel des Zufalls zuweilen will, beim Bau eines Hauses in Molinazzo eine Anzahl Gräber zum Vorschein, deren Inhalt das Interesse der Fachgelehrten erregte. Zahlreicher wurden die Funde aber erst seit dem Jahre 1892. Die Direktion des Landesmuseums, von einem Deutschschweizer auf diese interessante Thatsache aufmerksam gemacht, schenkte ihr sofort die notwendige Beachtung, und so gelangte das Museum im Verlaufe der folgenden Jahre in den Besitz einer prähistorischen Spezialsammlung, die zum Hervorragendsten zählt, was bis jetzt auf diesem weiten Gebiete zu Tage gefördert wurde. Ihrer Beschaffenheit nach gehörten diese Funde drei verschiedenen Epochen an: die ältesten weist der Verfasser der ligurischen Urbevölkerung des heutigen Kantons Tessin zu. Als diese von dem gallischen Stämme der Leponter seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts vor Christo teils aufgerieben, teils vertrieben wurde, mischte sich der Besitz beider Völker, wovon uns die Grabfunde



Gotische Flachschnitzerei.

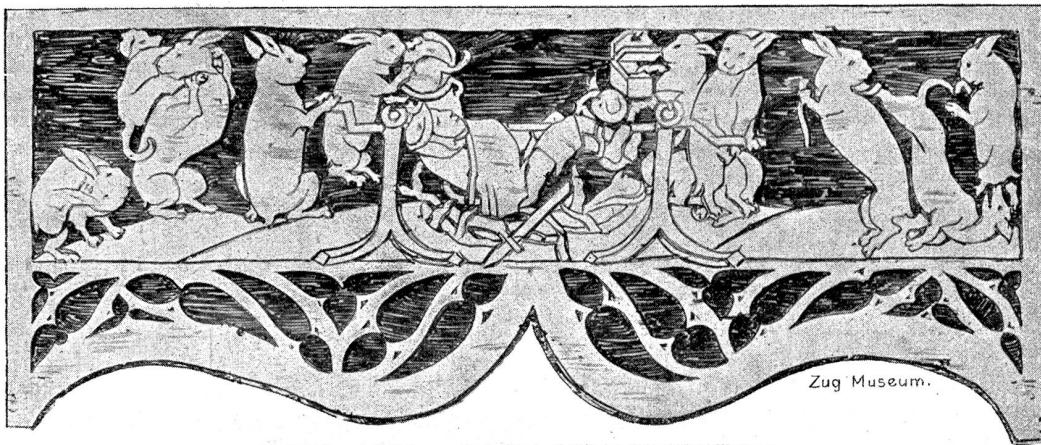


Auficht des Schweizerischen Landesmuseums gegen Süden.

der zweiten Periode zu erzählen wissen. Im Jahre 568 nach Christo gründeten sodann die Langobarden unter Alboin in Oberitalien ein mächtiges Reich. Auch diese historische Thatsache wird durch eine dritte Gruppe

von Grabfunden belegt, die unzweifelhaft jenem Volke angehörten. Sie führen uns hinüber zur Hinterlassenschaft des Mittelalters, das durch eine Arbeit von Dr. J. Zemp über die mittelalterlichen Backsteine von St. Urban eingeführt wird. Die Kenntnis, auf welchem Wege diese hoch entwickelte Technik in unser Land kam, blieb uns bis zur Stunde vorenthalten. Nur soviel ist sicher, daß schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts das Eisterzienserkloster St. Urban im Kanton Luzern nicht nur für seinen eigenen Bedarf sondern auch zur Abgabe an befreundete Städte, Kirchen und Burgen der Umgebung gebrannte Werksteine anfertigte, deren freie Flächen mit Ornamenten verziert waren, die eine so überraschende Formvollendung aufweisen, wie einheimische Kunst sie kaum zu schaffen imstande gewesen wäre. Und wie diese Kunst in St. Urban ohne nachweisbaren Ursprung auftritt und ohne Entwicklung blüht, so verschwindet sie auch spurlos wieder, um Jahrhunderte lang völliger Vergessenheit anheimzufallen, bis ihre Trümmer, als gewöhnliche Mauersteine verwendet, die Aufmerksamkeit kunstsinntiger Männer erregten. Dagegen lassen sich wohl Spuren einer nachahmenden Thätigkeit nachweisen, deren Produkte bald mehr bald weniger an die Vorbilder heranreichen und die gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Beromünster zu kurzer Blüte gelangte. Genaue Beschreibung sämtlicher Fundorte, der Formen, der Herstellungstechnik und der Verzierungen machen diese Abhandlung zu einer grundlegenden Arbeit über diesen höchst interessanten Kunstzweig, der unter Leitung des Verfassers im Schweizer Landesmuseum durch die Reproduktion verschiedener Bauglieder eine glanzvolle Wiedergeburt feierte.

Besondere Neiz verleihen diesen Erzeugnissen zuweilen Spruchbänder, die sich durchs Rankenwerk schlängeln, aus denen mittelalterlicher Humor in seiner ganzen Derbheit und Frische sprüht. Den Schluß des Buches bildet eine Arbeit von Dr. H. Zeller-Werdmüller: Zur Geschichte des Zürcher Goldschmiedehandwerkes. Es ist auffallend, daß trotz der vorzüglichen Silberarbeiten von zweifellos einheimischer Herkunft die Geschichte unserer schweizerischen Goldschmiedekunst noch in den Windeln liegt. Um so wertvoller ist darum dieser Beitrag. Schon seit dem Jahre 1225 find Goldschmiede in Zürich nachweisbar und seit dem 14. Jahrhundert erfahren wir auch deren Namen, besonders, wenn sie mit der Prägung der Münzen betraut wurden. Ihre Werke aber lernen wir zunächst nur aus Rechnungsbüchern kennen. Die Seltenheit der edlen Metalle in unserem Lande und die dadurch bedingte Kostbarkeit erlaubten nur Wenigen den Luxus silberner Trinkgeschirre und Kleinode. Hauptbestellerin blieb bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Kirche. Zwar kam durch die Burgunderkriege eine reiche Beute an Geld und Gerüten in Edelmetallen in unser Land und auch die Mailänderzüge blieben in dieser Beziehung nicht ganz ohne Wirkung. Allein erst mit der Entdeckung der neuen Welt und der gestiegerten Ausbeutung der sächsischen und böhmischen Silberbergwerke wurde dem Mangel an Edelmetallen so gründlich gesteuert, daß der Geldwert sank und man daran zu gehen wagte, in Bern und Zürich schwere Silbergulden zu prägen. Bald wurden die Goldschmiede zu vielbeschäftigten Meistern, deren Handwerk die Reformation weniger schädigte, als dasjenige anderer Kunst-



Flachschnitzerei, Bekrönung eines Wandglasses im historischen Museum.

Auch die Flachschnitzerei, über deren Werke uns Prof. Dr. J. R. Mähn berichtet, darf nicht als eine ausschließlich schweizerische Kunstbetätigung in Anspruch genommen werden; denn sie ist nicht nur im Tirol, sondern auch in Norddeutschland zu Hause. Ihr Ursprung reicht bis zu den frühesten Erzeugnissen germanischer Kultur zurück, da schon der angelsächsische Sang von Beowulf kunstvolle Holzschnitzereien in der Halle Heorot zu preisen scheint. Leider fehlen uns Erzeugnisse aus so früher Zeit. Das älteste, in dieser Technik gezierte Möbel im Landesmuseum, eine Tischzarge aus Disentis, nennt uns das Jahr 1470, Deckenfriese in der Kirche zu Betschwanden im Kanton Glarus trugen die Jahrzahl 1487. Sicher ist, daß seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Flachschnitzerei in unsern Landen, soweit die deutsche Zunge reichte, zu den beliebtesten Imitaten gehörte und nicht nur auf Möbeln und Kirchenstühlen reiche Verwendung fand, sondern auch zur Dekoration der Zimmerwände, Kirchendecken u. s. w. diente, wovon das Landesmuseum eine einzige dastehende Sammlung von Originalen aufzuweisen hat. Mit dem Verschwinden des gotischen Stiles und namentlich seit der häufigen Verwendung des Hartholzes für Möbel und Täfel, scheinen, wenigstens im Flachlande, und hier namentlich in den Städten, diese Erzeugnisse einer oft recht kunstvollen Formengebung, aber einfacher Technik ziemlich rasch aus der Mode gekommen zu sein. Dafür lebte die Kunst der Flachschnitzerei in gewissen Berggegenden weiter, wo sie noch im vorigen Jahrhundert recht erfreuliche Blüten trieb, wie dies geschnitzte und bemalte Schränke aus Tannen- und Föhrenholz im Engadin beweisen, wovon das Landesmuseum ebenfalls ein sehr hübsches Beispiel besitzt. Seit der Installierung der prächtigen Decken und Zimmer mit Flachschnitzereien in unserm neuen Institute scheint das Verständnis und damit die richtige Würdigung dieser Kunst als Dekorationsmittel für Zimmer und Möbel neu erwacht zu sein, was zahlreich eingegangene Gesuche um die Erlaubnis zu Kopien bekunden.

handwerker, da auch der wohlhabende Bürgersmann seinen Stolz darein setzte, durch einen silberbeschlagenen Messerkopf oder einen Becher seine Tafel zu zieren. Wie sehr diese Sitte festwurzelte, davon bietet uns Dr. Zeller an Hand der sog. Schirmbücher Zürichs ebenso überraschende als interessante Beispiele. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden dann auch Zünfte und Gesellschaften zu regelmäßigen Bestellern und bald machte die Verleihung jedes Ehrenamtes die Schenkung eines Bechers zur Sitte. Seit dem Jahre 1544 mußten die Zürcher Goldschmiede auf die von ihnen erstellten Arbeiten ihr Handwerkszeichen (später Wappen) eingeschlagen, welches die Stadt mit ihrem Schild begleitete. Vierzehn Jahre später wurde das Meisterbuch angelegt. An seiner Spitze steht der berühmte Münzmeister und Goldschmied Hans Jakob Stampfer, und vierhundertneunzig Meister reihen sich diesem bis zum Jahre 1795 an. Wie beträchtlich die Zahl der zu gleicher Zeit den Beruf ausübenden Goldschmiede Zürichs war, beweist der Umstand, daß im Jahre 1637 eine Verordnung über den Silberkauf von 45 ausübenden Meistern unterzeichnet wurde. Und doch ist verhältnismäßig außerordentlich wenig altes Silbergeschirr bis auf unsere Zeiten erhalten geblieben. Viele, namentlich geringere Arbeiten, wurden schon früher wieder eingeschmolzen. Arg räumte das Jahr 1798 mit diesen Schäben auf. Was heute noch von Zürichs altem Silberschatze vorhanden ist, birgt zum guten Teile die Schatzkammer des Landesmuseums als Depositum der Eigentümer. Da wir ihrer nächstens gedenken werden, wobei uns die vorliegende Arbeit Dr. Zellers zur trefflichen Führerin dienen soll, mag es bei diesen kurzen Andeutungen für diesesmal sein Bewenden haben.

Diese knappen Ausführungen dürften den Lesern der „Schweiz“ immerhin beweisen, wie mannigfaltig und lehrreich der Inhalt dieser „Festgabe“ ist, dem ein zahlreiches und vortreffliches Bildermaterial zur Seite steht, so daß das Buch den Namen eines nationalen Prachtwerkes im besten Sinne des Wortes verdient.